

Blick vorwärts! Schau voll Sehnen  
Mit dem Aug' umflost von Thränen,  
Nicht in Wehmuth bang zurück  
Trauernd um's verlor'ne Glück!

Vor dir liegen weite Bahnen —  
Folge freudig edlen Fahnen,  
Strebe weiter ohne Raß,  
Trägst dann leicht des Lebens Last!

Magst an freiem Selbstvergeffen  
Wahre Größe nur erkennen!  
Kleiner Geist hat sich erhebt,  
Weil er sich in Schmerz begräbt.

Wirte, schaffe! Gutes baue!  
Nedem Schicksal dich vertraue!  
Kannst ja nicht dein untergeh'n,  
Bleibst auf ew'gem Grund du fest'n!

Ohne Urlaub.

Novellette von Reinhold Ortman.

Herttha v. Büchau saß unter den  
Händen ihrer Zofe im Frisirmantel  
vor dem Spiegel, um sich für das auf  
sieben Uhr festgesetzte Diner bei dem  
Geheimrath Martinus vorbereiten zu  
lassen. Sie befand sich in jener rosi-  
gen Laune, mit der die Erwartung  
einer großen Freude den Menschen er-  
füllt, und immer wieder, während sie  
mit ihrer vertrauten Freundin, der  
jungen Frau des Rittmeisters v. Bern-  
wald, plauderte, sang ihr helles, per-  
lendes Lachen durch das Zimmer. Zu-  
letzt schenkte ihre ausgelassene Heiterkeit  
die Besucherin sogar etwas ungedul-  
dig zu machen, denn nachdem die  
Jüngling das Zimmer verlassen hatte,  
sagte sie:

„Ich begreife garnicht, wie die  
Ausicht auf dies Diner dich in so  
gute Laune versetzen kann. Ich danke  
Gott, daß wir nicht eingeladen sind,  
denn ich tenne kein langweiligeres  
Haus in ganz Berlin.“

Die junge Wittve — sie war es  
schon seit drei Jahren, nachdem sie sich  
ihres Ehegatten nur wenige Monate  
erfreut hatte — gab mit einem aber-  
maligen Aufschrei zurück:

„Wirklich? Ist es so langweilig?  
Ich habe das bisher garnicht be-  
merkt.“

„Vielleicht, weil zufällig immer ein  
gewisser Herr Oberleutnant Dein  
Tischherr gewesen ist?“

„Ja — vielleicht eben deshalb. In  
de abnungsloser Engel! Er ist in der  
That ein ganz erträglicher Gesellschaf-  
ter, dieser gewisse Herr Oberleut-  
nant.“

„Wenn ich nur wüßte, weshalb Ihr  
noch immer zögert, Euch zu verloben.  
Herr v. Gotter ist doch ebenso unab-  
hängig wie Du.“

„Man kann sich doch nicht gut ver-  
loben, bevor einem ein Heirathsantrag  
gemacht worden ist. Das ist doch ein-  
leuchtend, nicht wahr?“

Die Frau Rittmeister machte ein  
ungläubiges Gesicht.

„Du wirst mich zum besten haben.  
Weißt Du denn nicht, daß man Euch  
in der Gesellschaft allgemein schon als  
Brautpaar ansieht?“

„Ich kann es den Leuten nicht ver-  
bieten. Aber es ist trotzdem buchstab-  
lich so, wie ich Dir sage. Vom Heira-  
then ist zwischen Herbert und mir noch  
mit keiner Silbe die Rede gewesen.“

„Dann mußt ich Dir doch sagen,  
Liebste, daß ich etwas leichtsin-  
nig finde. Denke nur, in einer wie  
unmöglichen Lage Du Dich befinden  
würdest, wenn Gotter sich etwa eines  
Tages zurückjög.“

„Das war nicht hübsch gesprochen,  
Magda! Herbert hat, denke ich, noch  
niemandem Anlaß gegeben, an seiner  
Ehrenhaftigkeit zu zweifeln.“

Frau v. Bernwald brauchte darauf  
nicht mehr zu antworten, denn eben  
trat die Jüngling wieder in's Zimmer,  
um ihrer Herrin ein Telegramm zu  
überreichen. Das Gesicht der jungen  
Wittve wurde plötzlich ernst, während  
sie ihre Hand danach ausstreckte, und  
als sie es erbrochen hatte, war mit  
einem Male die strahlende Heiterkeit  
aus ihren Augen verschwunden.

„Das ist abscheulich!“ sagte sie. „Er  
kann nicht kommen. Da — sieh selbst,  
was er mir telegraphirt.“

Keinen Urlaub erhalten. Be-  
bauere unendlich, Sie heute nicht zu  
sehen. Herbert v. Gotter.

„Sehr ärgerlich für Dich, mein  
Liebling! Und zugleich sehr merkwür-  
dig. Meinem Vetter Otto, der doch  
auch bei den Kavallerie Husaren steht,  
ist das noch nie passiert.“

„Deine Neugierden sind so son-  
derbar, Magda. Es klingt fast, als  
hieltest Du mit irgend etwas hinter  
dem Berge.“

„O nein! Du weißt, ich gebe gar-  
nichts auf Klatschgeschichten — die  
Leute reden ja so viel. Aber wenn es  
sich um meine beste Freundin han-  
delt —“

„Es steckt also doch etwas dahinter?  
— Um Gotteswillen, Magda, Du  
darfst es mir nicht verschweigen.“

„Nun, ich glaube allerdings, Dir  
volle Aufrichtigkeit schuldig zu sein.  
Man sagt also, Herr v. Gotter stände  
... in näheren Beziehungen zu einer  
Schauspielerin.“

Herttha stand einen Augenblick wie  
gelähmt, dann schüttelte sie energisch  
den Kopf.

wohnt nämlich in demselben Hause,  
und sie hat ihn während der letzten  
acht oder zehn Tage dreimal zu dem  
Fräulein Nordbe gehen sehen, natür-  
lich in Civil und jedesmal erst nach  
Eintritt der Dunkelheit.“

„Und ich wiederhole Dir, es ist nicht  
wahr!“ rief Herttha, aber das Juden  
ihrer Lippen und die Thränen in ih-  
ren Augen sprachen nicht gerade für  
die Festigkeit ihrer Ueberzeugung.

„Wer ist denn übrigens die Person,  
derzuliebe er mich so schändlich hin-  
tergehen sollte? — Nordbe? — Ich  
habe den Namen hier in Berlin noch  
nie auf einem Theaterzettel gelesen.“

„Sie tritt auch meines Wissens  
heute zum ersten Mal auf.“

„Deute Abend?“

Die junge Wittve stand ein paar  
Minuten lang unerschlossen, dann ließ  
sie plötzlich, ohne weiter ein Wort zu  
sprechen, zum Schreibtisch, warf ein-  
ige Zeilen auf einen Briefbogen und  
klingelte kühnlich nach dem Mädchen.

„Was hast Du denn vor, Herttha?  
Du wirst doch keine Dummdicken ma-  
chen?“

„Ich habe nur an die Frau Ge-  
heimrath geschrieben, daß sie mich für  
heute Abend entschuldigen müsse. —  
Da, Eise — beforgen Sie diesen Brief  
sofort an meine Adresse. Und ehe Sie  
gehen, legen Sie mir noch das graue  
Kostüm und den Theatermantel zu-  
recht. Antkneiden werde ich mich  
selbst.“

Als die Zofe draußen war, wandte  
sich Herttha ungestüm an die Be-  
sucherin:

„Sage nichts — ich bitte Dich —  
sage kein Wort! Ich weiß schon, was  
ich thue. Wenn es wahr ist, daß er  
mit dieser Person etwas hat, so ist er  
auch sicherlich heute Abend bei ihrem  
ersten Auftreten im Theater. Und ich  
will mich mit meinen eigenen Augen  
dabei überzeugen, ob er mich ver-  
rät.“

Frau Magda kannte ihre eigen-  
sinige Freundin gut genug, um zu wis-  
sen, daß es verlorene Liebesmüh sein  
würde, sie von ihrem Vorhaben ab-  
bringen zu wollen, aber die Sache war  
ihre ein bisschen unbehaglich worden,  
und sie zog es darum vor, sich zu em-  
pfehlen.

Die junge Wittve aber fuhr eine  
Stunde später in einer Droschke vor  
dem Theater vor und ließ sich einen  
Platz im Hintergrunde der Prosce-  
niumgebäude geben, von wo aus sie einen  
ungehinderten Ausblick auf den Zu-  
schauerraum hatte, während sie selbst  
nicht so leicht gesehen werden konnte.

Sie fand richtig den Namen des Fräul-  
lein Martha Nordbe auf dem Zettel,  
und das Blut drängte sich ihr siedend  
heiß zum Herzen, als sie unmittelbar  
vor dem Aufgehen des Vorhanges Her-  
bert v. Gotters hohe Gestalt durch eine  
der hinteren Parkettthüren eintreten  
sah. Kurz darauf begann die Auf-  
führung.

So wenig unparteiische Beurtheiler  
auch die Augen der Eiserluste sein  
mögen — : daß diese junge Schauspie-  
lerin eines der anmutigsten und lieb-  
erregendsten Geschöpfe sei, die sie ge-  
sehen, konnte sich Herttha doch nicht  
verhehlen. Und je mehr sich der Erfolg,  
den man der schönen und talentvollen  
Debitantin bereite, im Verlaufe des  
Abends bis zu wirklichem Huldigung-  
en steigerte, desto tiefer sank die Hoff-  
nung in dem gequälten Herzen der  
jungen Wittve.

Tropfen blieb sie bis zum Schluß  
der Vorstellung. Und dann wartete  
sie in einem Winkel des Ganges, bis  
ihr der Logenschließer ihren Mantel  
aus der Garderobe geholt hatte. Der  
Strom der Besucher hatte sich inzwi-  
schen bereits verlaufen, und nur ein  
einziger, ein schlanker, hochgewachse-  
ner Mann in dunklem Civillanzett stand  
noch am anderen Ende des menschen-  
leeren Korridors, wie wenn er dort  
auf jemand wartete.

Da standen sie einander nun unver-  
mutet Auge in Auge gegenüber, und  
in äußerster Bestürzung tam ihr Name  
über seine Lippen. Sie aber hatte ihre  
Fassung schneller wiedergewonnen und  
vermochte sogar zu lächeln, während  
sie sagte:

„Ich freue mich, Herr Oberleutnant,  
daß man Ihnen den Urlaub nach Ber-  
lin doch noch bewilligt hat. Für das  
Diner war es wohl inzwischen zu spät  
geworden. Aber Sie haben gewiß kei-  
nen schlechten Tausch gemacht. Die  
Fräulein Nordbe ist wirklich ein rei-  
zendes Mädchen und eine bezaubernde  
Künstlerin.“

„Er sah sie ganz starr an.  
„Ich bin ohne Urlaub nach Berlin  
gefahren, gnädige Frau,“ erwiderte er,  
„mein Telegramm enthält keine Un-  
wahrheit. Ich war hier, um ein Zeuge  
der Entscheidung zu sein, die an die-  
sem Abend über meine Zukunft gefal-  
len ist.“

„Wie feierlich das klingt und wie  
geheimnisvoll. Aber ich will nicht so  
indiskret sein, den Schleier dieses Ge-

heimnisses zu lüften. Guten Abend,  
Herr von Gotter — und viel Amüse-  
ment!“

„Geben Sie nicht so. — In welchem  
Lichte Ihnen auch meine Handlungs-  
weise erscheinen mag, eine so spöttische  
Abfertigung habe ich nicht verdient.  
Erlauben Sie mir wenigstens, Ihnen  
dies Fräulein Nordbe vorzustellen, für  
das Sie ebenso freundlich anerken-  
nende Worte hatten.“

Herttha maß ihm mit einem hoch-  
müthigen Blick.

„Ich bin Ihnen sehr dankbar für die  
Ehre, die Sie mir da zugedacht haben.  
Herr Oberleutnant! Aber ich habe so  
wenig Erfahrung im Umgang mit  
Damen vom Theater, daß ich lieber  
darauf verzichten möchte.“

„Auch wenn — wenn diese Dame  
vom Theater meine Schwester ist, gnä-  
dige Frau?“ Er sagte es ganz leise.  
„Ihre Schwester?“

„Allerdings, — meine Schwester, die  
gegen den Willen ihrer Angehörigen  
zur Bühne gegangen ist, und die ganz  
schlaflos sein würde, wenn auch ich  
mich von ihr loslösen wollte, wie mein  
Vater und meine anderen Verwandten  
es gethan haben.“

„Mein Gott, welche Ueberraschung!  
Verzeihen Sie mir, wenn meine  
Worte gegen meinen Willen etwas  
Kränzendes für die junge Dame ent-  
hielten. Aber Sie sprachen doch von  
einer Entscheidung über Ihre Zu-  
kunft, die an diesem Abend gefallen  
sei.“

„Und ich sprach die Wahrheit! Sie  
kennen die Anschauung unserer Kasse  
gut genug, gnädige Frau, um zu wis-  
sen, welche Unzulänglichkeiten sich für  
einen Offizier ergeben müßten, dessen  
Schwester öffentlich als Schauspiele-  
rin auftritt. Da ich Martha nach ihrem  
heutigen Erfolg nicht mehr zu-  
muthen kann, mir zu Liebe auf die  
Laufbahn der Bühnenkünstlerin zu  
verzichten, so werde ich eben meiner-  
seits die Konsequenzen der Sachlage  
ziehen und morgen meinen Abschied  
einreichen.“

Mit leuchtenden Augen sah Herttha  
zu ihm auf.

„Das wollen Sie thun? Ich gratu-  
lire Ihnen zu Ihrem Entschluß, Herr  
von Gotter, denn er ist — o, er ist  
edel.“

„Er ist ein Gebot der Nothwendig-  
keit, gnädige Frau, nichts weiter! Und  
er wird mir wahrhaftig schwer genug,  
denn er kostet mich viel mehr als eine  
bunte Uniform — er kostet mich auch  
die Hoffnung auf ein Glück, das den  
ganzen Inhalt meines Lebens ausma-  
chen sollte.“

Sie las es deutlich genug in seinem  
Gesicht, welches Glück er damit meinte.  
Eine rasche Antwort schien sich auf  
ihre Lippen zu drängen, aber in diesem  
Augenblick öffnete sich am Ende des Gan-  
gen das kleine Pförtchen, das in den  
Bühnenraum führte, und eine zierliche,  
weibliche Gestalt näherte sich den bei-  
den.

Auch unter dem verhüllenden seide-  
nen Kopftuch hatte Herttha ihr Gesicht  
sogleich erkannt, und als Martha  
Nordbe ihm den Blick der fremden Da-  
me, die sie bei ihrem Bruder stehen sah,  
unwillkürlich zögerte, wandte sie sich  
mit Herzlichkeit gegen sie:

„Ich freue mich, Sie zu Ihrem Er-  
folge beglückwünschen zu dürfen, mein  
Fräulein! Bitte, Herr von Gotter,  
stellen Sie mich doch Ihrer Schwester  
vor. Ich hoffe, Fräulein Nordbe wird  
es der besten Freundin Ihres Bruders  
nicht gar zu schwer machen, auch ihre  
Freundschaft zu gewinnen.“

Er sah sie zweifelnd an, denn noch  
wagte er nicht, an sein Glück zu glauben.

„Herttha — wenn ich Sie recht ver-  
stehe!“

Mit einem Aufleuchten ihrer Augen  
reichte sie ihm ihre beiden Hände.

„Ja, ja, wie auch immer Sie es  
verleihen, es wird schon das rechte  
sein. Glauben Sie denn im Ernst,  
Sie thörichter Mann, daß es nur Ihre  
Uniform war, die mir an Ihnen ge-  
fiel?“

... Wie helles Vogelgezwitscher  
klang dem alten Logenschließer, der  
die Szene beobachtet hatte, ihre  
Stimme noch im Ohre nach, als die  
drei sich längst entfernt hatten. Und  
topfschüttelnd sagte er bei sich selbst,  
daß in der Wirklichkeit doch zuweilen  
noch wunderliche Geschichten vorgein-  
gen, als da hinten auf der Bühne.

„Det is lustig unter Politiauf-  
sicht! Ja laufe, gleich läufst doch der  
Schuhmann! Er kann ja nicht wissen,  
daß id mal nich festhaken habe!“

Alles zu seiner Zeit.  
Michel: A Glück, daß der Mensch  
nur zwou Füsch hat, wenn man's  
Rheumatische hat!  
Sepp: Ja, aber wenns an Raufsch  
hast, dann müßtst gern vier Füsch haben  
zum Heimgahn.“

# Nebraska

# Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., 20. Januar 1905

(Zweiter Theil.)

Jahrgang 25 No. 21.

## Des Widerspanstigen Zählung

Von Max Feder.

Der Sekretär Dämfl hatte wirklich  
ein riesiges Glück. Eine solche hübsche,  
nette, kleine Frau zu bekommen, und  
dabei so wirtschaftlich und gebildet  
— kurz und gut, alle seine Freunde  
waren darin einig, wenn ihnen so das  
Glück gelächelt hätte, sie würden eben-  
falls dem Junggesellenstande Valet  
gefagt haben, aber auch nur dann!  
Dämfl nahm alle Beglückwünschungen  
wie ein Pascha hin, der es von jeher  
gewohnt war, stets das Beste zu er-  
langen.

„Und nun,“ sagte sein Kollege und  
Intimus, der Sekretär Schlimm, eines  
Tages im Bureau, „nun kann wohl  
Dein Platz in der Stammtneipe an-  
derweitig besetzt werden?“

„Weshalb meinst Du?“

„Ach, lieber Freund, da kennst Du  
die Frauen schlecht. Du wirst es sehen,  
sie erlaubt es Dir nicht, ohne sie in die  
Kneipe zu gehen; und noch dazu so  
spät bis in die Nacht hinein — nein,  
lieber Dämfl, das müßt Du Dir jetzt  
aus dem Sinn schlagen.“

„Nm, hm!“ machte Dämfl lächelnd,  
aber er fand es unter seiner Würde,  
darauf Antwort zu geben. Die That  
sollte es lehren, daß er ganz der Mann  
sei, sich von keiner Frau der Welt das  
Hauptregiment nehmen zu lassen.

Dieses Gespräch fand acht Tage nach  
der Hochzeit statt. Während dieser  
Zeit hatte sich Dämfl allerdings nicht  
im Stammtneipe gezeigt. Aber an dem  
Abende eines Tages, an welchem Kol-  
lege Schlimm seine Energie — so  
glaubte Dämfl — in Zweifel gezogen  
hatte, ergriff er Hut und Stock und  
verabschiedete sich von seinem Weib-  
chen.

„Wohin denn, lieber Mann?“

„Ich muß wieder einmal in die  
Stammtneipe gehen. Was sollen meine  
Freunde von mir denken, wenn ich  
hartnäckig fortbleibe?“ erwiderte er,  
innerlich fest entschlossen, wenn es zum  
Stampfe kommen sollte, ohne Rücksicht  
das Feld zu behaupten. Aber es kam  
nicht dazu. Die kleine Frau gab ihm  
vollständig recht und wünschte ihm  
viel Vergnügen. Er ging, wurde von  
den Freunden begeistert empfangen,  
und blieb, bis die Letzten fortgingen.

Er kam sehr spät nach Hause und  
machte sich auf eine lange Strafpred-  
igt gefaßt. Aber seine Gattin er-  
freute sich eines guten Schlafes, und  
daß lag auch Dämfl in Morpheus'  
Armen. Im Traume schien ihm  
plötzlich seine Nase in's Unendliche zu  
wachsen. Dann kamen zwei Negler  
mit großen Wüsten und machten sich  
daran, die ganze Nase mit Perleber-  
ger Glanzwische glänzend schwarz zu  
reiben. Des Morgens hatte er diesen  
Traum wieder vergessen, und er freute  
sich über die Mutterkeit und Liebens-  
würdigkeit seiner Gattin am Kaffeetische.

Da trat das Dienstmädchen ein und  
überreichte der jungen Frau einen  
Brief, welchen der Briefträger soeben  
von der Stadtpost gebracht hatte.  
Beim Lesen desselben flog ein Schat-  
ten über das Angesicht der Frau. Sie  
reichte den Brief schweigend ihrem  
Gatten. „Worthgeschäfte Frau!“ las  
er, verübelt Sie es einem treuen  
Freunde Ihrer selbst und Ihres Hau-  
ses nicht, wenn er Sie auf eine ernste  
Gefahr aufmerksam macht. Glauben  
Sie es mir, wenn ich ihnen versichere,  
daß Ihr Herr Gemahl an der —  
Trunktheit leidet. Er kann seinen  
Stammisch nicht entbehren, wofelbst  
er allabendlich mindestens fünfzehn  
Glas Bier trinkt. Auch ist er kein  
Feind des dauernden Frühstückens.  
Die Folgen werden Sie sich selbst vor-  
stellen können. Hochachtungsvoll Ihr  
Schutzengel.“

„Ein netter Schutzengel!“ rief  
Dämfl wüthend aus, „ein Verleum-  
der ersten Ranges ist es, dem man keine  
Bedeutung schenken darf. Und was  
denkt Du darüber, Trubden?“

„Ich hätte Dir den Brief gar nicht  
gegeben,“ sagte die kleine Frau, indem  
sie schlichtete die Augen niederschlug,  
„aber ich dachte, weil —“

„Weil — nun, raus mit der  
Sprache!“

„Ich wurde — verzeh,“ lieber  
Heinrich — von mehreren Seiten auf  
Deine Nase aufmerksam gemacht —“

„Meine Nase? Das wäre!“ rief  
Dämfl lachend. Dabei warf er un-  
willkürlich einen Blick in den großen  
Wandspiegel. Aber wie erstand er,  
als er wirklich bemerkte, daß dieses  
edle Organ im schönsten Scharlach-  
roth erglänzte.

„Nicht möglich,“ flammelte er, und  
ich habe nie mehr als acht bis neun  
Glas Bier getrunken, und zwei bis  
drei beim Frühstück —“

„Nimm es Dir nicht allzusehr zu  
Herzen, Heinrich,“ sagte Frau Ger-  
trud sanft, „ich begreife sehr wohl, daß

man sich an etwas gewöhnen kann,  
ohne —“

„Genug, es soll anders werden,“  
sagte Dämfl und eilte dann mißmu-  
thig in's Bureau. / Des Abends ging  
er wiederum in die Stammtneipe, hü-  
telte sich aber wohl, mehr als drei Glas  
zu trinken. Nichtsdestoweniger er-  
strahlte am andern Morgen die Nase  
wiederum in herrlichstem Roth. Däm-  
fl begann sich immer mehr vom bairi-  
schen Bier zu entöhnen und ließ an  
dessen Stelle die Weiße mit mehreren  
Kümmeln treten. Aber die Nase  
blieb roth, so lange er die Kneipe be-  
suchte.

Wie verhielt sich nun eigentlich Ger-  
trud dazu? War sie sehr unglücklich  
über jene unliebame Entbedung und  
verete sie, mit Dämfl vor den Altar  
getreten zu sein? Sehen wir einmal  
zu. Sie saß vor dem Schreibtisch  
und schrieb einen Brief, der folgenber-  
maßen lautete: „Geehrter Herr!  
Mit Vergnügen habe ich Ihre Annon-  
ce gelesen, in welcher Sie möglichst  
schnelle Heilung der Trunktheit ver-  
sprechen. Da ich nun einen Bedien-  
ten habe, der daran leidet, so bitte ich  
Sie, mir Ihren Prospekt, den Sie ja  
gratis und franco versenden, zuzu-  
schicken. Hochachtungsvoll Dämfl,  
Sekretär (folgt Adresse).“

„Da soll doch gleich —“ donnerte  
Dämfl los, als er beim Kaffeetisch  
den Prospekt erhielt.

„Was hast Du, Männchen?“ fragte  
Frau Gertrude mit unerschütterlicher  
Miene.

„Hier sieh, das ist haarsträubend!“  
„Die Menschen übertreiben aller-  
dings ein wenig.“

„Ein wenig, sagst Du? Es ist  
geradezu eine Gemeinheit. Wahr-  
scheinlich ein Schabernad irgend eines  
Collegen.“ Die junge Frau schwie-  
gen und Dämfl ging mürrisch auf das  
Bureau.

Gertrud sah zum Fenster hinaus  
und wurde von dem Hausarzt ge-  
grüßt, welcher die Straße hinunterkam.  
Sie bat um eine kleine Unterredung,  
deren Folgen diese waren: Nach eini-  
gen Tagen klagte Dämfl dem Arzte,  
daß er seit längerer Zeit an Schnupfen  
leide, ob es dagegen kein Mittel  
gebe. Der Arzt verbörte ihn ernst  
über seine Lebensweise.

„Es ist kein Zweifel,“ sagte er  
schließlich, „Ihr Schnupfen ist — neh-  
men Sie es mir nicht übel — eine Folge  
von — Trunktheit.“

„Reden Sie im Ernste, Doktor?“

„Sollte ich mir Ihnen gegenüber  
solchen Scherz erlauben? Man sieht  
es Ihnen ja an der Nase an. Neben-  
dem können Sie meiner Diskretion  
sicher sein.“

„Aber ein Mittel giebt es doch da-  
gegen?“

„Sie müssen sich eine Zeitlang  
gänzlich alkoholischer Getränke enthal-  
ten — vor allen Dingen des Bieres.“

„Heute Abend werde ich einmal zu  
Hause bleiben, Gertrud,“ sagte Däm-  
fl.

„O, Du lieber Mann, meinethwillen  
würdest Du Dir solche Entbehrungen  
auferlegen? Das kann ich unmöglich  
annehmen?“ Geh nur, geh.“

„Aber trotz aller Einwände blieb Dämfl  
wirklich zu Hause und machte die über-  
raschende Entbedung, daß er sich in  
Gesellschaft seiner Frau noch einmal  
so wohl fühlte, als inmitten der Kneipe-  
freunde. Von nun an blieb er regel-  
mäßig zu Hause, und selbst, als das  
Incarnat seiner Nase sich ganz plötz-  
lich verlor und Niemand ihm mehr  
den Vorwurf der Trunktheit machen  
konnte, verließ er seine Gattin nicht.  
Ja, als schließlich die Mächinationen  
der kleinen Frau an's Tageslicht ka-  
men, als sie Nachts die Nase ihres  
Mannes mit rother Schminke einrieb,  
bis zu der Beeinflussung des Doctors,  
vergieh ihr Dämfl der guten Sache  
wegen.“

## Trinken und Lebensdauer.

Daß die „Nichttrinker“ durchschnitt-  
lich länger als die „Trinker“ leben, ist  
eine alte Behauptung, die bekanntlich  
in der Temperenzbewegung weiblich  
ausgenützt wird. Eben jetzt macht wieder  
eine bezügliche Statistik die Runde.  
Aus den Erfahrungen unferer be-  
wundernswürdigen Lebensversicherungs-Gesell-  
schaften werden Zahlen angeführt, denen  
zufolge die völlige Enthaltung von  
geistigen Getränken das allerbeste  
Mittel zur Verlängerung der Lebens-  
dauer sein soll. Es sind darnach im  
Zeitraum von 36 Jahren aus einer  
gegebenen Anzahl von Trinkern und  
Nichttrinkern 57,891 der erlhen und  
nur 46,956 der letzteren gestorben.  
Wobei ausbrüchlich bemerkt wird, daß  
es hier nur um mäßige Trinker sich  
handelt, weil andere zur Versicherung  
überhaupt nicht aufgenommen werden.  
Im Alter von 40 bis 50 Jahren, das in  
der Versicherung als das beste Alter  
gilt, starben von Trinkern 10,861 und  
von Nichttrinkern 6246, so daß in die-

sem Jahrzehnt die Todesfälle unter  
den Trinkern um 74 vom Hundert  
häufiger als unter den Enthaltams-  
keitsmännern waren. Zwischen 20  
und 30 Jahren war der Unterschied  
11 v. H.; zwischen 30 und 40 Jahren  
68 v. H.; zwischen 50 und 60 Jahren  
42 v. H., und zwischen 60 und 70  
Jahren 19 v. H. Alles in Allem, die  
Trinker als Klasse genommen und die  
Nichttrinker als Klasse, hätten die letz-  
teren auf ein um 20 bis 50 Prozent  
längeres Leben zu rechnen.

Das ersieht wirklich schlimm und  
gefährlich für die Jünger des Cam-  
brinus und Bacchus, aber — es scheint  
eben nur so.

Zur Langlebigkeit tragen die ver-  
schiedensten Ursachen bei. Aber nichts  
trägt so viel dazu bei wie ein behag-  
licher, regelmäßiger und sorgenfreier  
Lebensabend.

Und hierin liegt das Geheimniß der  
Langlebigkeit, wenn dabei überhaupt  
noch von einem Geheimniß gesprochen  
werden kann. Weil die vorliegende  
Statistik diese maßgebenden Verhält-  
nisse unberücksichtigt läßt, ist ihre Be-  
weistraft gleich Null. Um den ver-  
langten Beweis zu erbringen, genügt  
es nicht, einfach alle Trinker mit allen  
Nichttrinkern zu vergleichen, sondern  
es müßte der Vergleich gezogen werden  
zwischen Trinkern und Nichttrinkern  
in gleichen Lebensverhältnissen. Wenn  
einmal bewiesen sein wird, daß der  
englisch-amerikanische Wasserprobier-  
länger lebt, als sein deutsch-amerikanischer  
Amtsbruder, der ein gelegentliches  
Glas Glas Bier oder Wein nicht ver-  
schmät; oder der wassertrinkende  
Holzhader länger lebt als der biertrin-  
kende Holzhader; oder der wassertrinkende  
Kaufmann länger als der weintrin-  
kende Kaufmann u. s. w. — wenn das  
einmal bewiesen wird, dann wird  
man's glauben müssen, daß auch der  
mäßige Alkoholgenuß das Leben ver-  
längert. Vorläufig ist der Beweis nicht  
erbracht, und ist nicht zu erbringen.

Der nachweisliche Zusammenhang  
zwischen Alkoholgenuß und Kurzelebige-  
keit ist einfach der, daß eben die Ur-  
sachen, die zumeist das Leben verkür-  
zen, zugleich Anreize sind zum Alko-  
holgenuffe. „Es ist ein Spruch von  
Alters her: wer Sorgen hat, hat auch  
Süß.“ Der Alkohol unterdrückt das  
Hungergefühl; er wärmt in der Kälte;  
er hilft körperliche Erschöpfung über-  
winden; er dient als Sorgenbrecher.  
Wer in seiner Arbeit bis zur Ueber-  
müdung sich anstrengen muß, wer den  
Anbitten der Witterung ausgesetzt ist,  
wer von Kummer und Sorgen geplagt  
ist, wer unter ungenügender Ernäh-  
rung leidet — all diesen ist der Alko-  
holgenuß in ganz anderer Weise ein  
Bedürfnis, als er es Leuten ist, die  
sich in anderen, angenehmeren Verhält-  
nissen befinden. Das Bedürfnis ist  
am stärksten, wo die Lebensbedingun-  
gen die ungünstigsten sind, und ist am  
schwächsten, wo die Lebensbedingungen  
die günstigsten sind. Deshalb ist die  
Sterblichkeit verhältnismäßig größer  
unter den Trinkern als sie unter den  
Nichttrinkern ist. Die letzteren leben  
länger, nicht weil sie nur Wasser trin-  
ken, sondern weil die wohlhabenden  
Verhältnisse, in denen sich von ihnen  
eine verhältnismäßig größere Anzahl  
als von den Anderen befindet, verlan-  
gernd auf das Leben wirken. Und die  
Anderen sind kurzlebiger, nicht weil sie  
ihre Glas Wein oder Bier genießen,  
sondern sterben durchschnittlich früher,  
weil eine verhältnismäßig größere  
Anzahl von ihnen eine anstrengendere,  
aufregendere oder auf sonstige Weise  
das Leben verkürzende Thätigkeit übt.

Was den übermäßigen Genuß von  
Alkohol betrifft (wovon in vorstehen-  
dem nicht gesprochen ist) so wird des-  
sen schwere Schädlichkeit von Niemand  
in Abrede gestellt. Nur beweist eben die  
Schädlichkeit des Uebermaßes nichts  
gegen den mäßigen Genuß. Wenn  
Alles, was gemüßbraucht werden kann,  
nicht mehr gebraucht werden dürfte,  
würde die Menschheit sehr bald aus-  
gestorben sein. Einstweilen ist von allen  
Rassen der Menschheit die kaukasische  
Rasse, unter der der Alkoholgenuß am  
verbreitetsten ist, doch immer die lan-  
gelebteste Rasse. Im Lichte der Wissen-  
schaft ist der Alkohol, mäßig genossen,  
Nahrung und Arznei; und als Gift,  
wenn er genossen wird im Uebermaß.

(Amerika.)

## Der Kommerz

„Herr Kommerzrath, unser Kaf-  
ter ist mit der Frau Kommerzrä-  
thin durchgegangen!“

„Wieviel fehlt in der Kassa?“

„Nichts!“

„So 'ne Gemeinheit!“

## Verbildung.

„Also mein Sohn, Du bist der ein-  
zige im Regiment, der die Kourage  
hat, bei mir als Burche einzutreten.  
Sag mal, was bist Du in Deinem Ci-  
vilberuf?“